

BILL BRYSON  
Shakespeare – wie ich ihn sehe



GOLDMANN  
Lesen erleben

## *Das Buch*

Es ist eine ernüchternde Erkenntnis: Was wir über William Shakespeare, den berühmtesten Autor der Welt, nicht wissen, übersteigt das über ihn Bekannte um ein Vielfaches. Aus diesem Grund arbeiten die meisten Shakespeare-Biografen mit etwa fünf Prozent Fakten und füllen die restlichen 95 Prozent seiner Lebensgeschichte mit Mutmaßungen auf.

Gegen eine solche Herangehensweise verwahrt sich Bill Bryson entschieden. Nach dem Motto »Lieber Fakten als Fiktion« hat er es sich zur Aufgabe gemacht, in seiner Shakespeare-Biografie nur mit den zweifelsfrei bewiesenen Eckdaten aus dem Leben des Autors zu arbeiten und ansonsten das zu tun, worin er ein wahrer Meister ist: den Fährten zu folgen, die der geistige Vater von Romeo und Julia, von Hamlet und Macbeth für neugierige Forscher gelegt hat. Getrieben von seiner unersättlichen Neugier auf den Menschen hinter dem Mythos begibt sich Bill Bryson auf eine faszinierende Reise durch Raum, Zeit und die Werke von William Shakespeare.

Weitere Informationen zu Bill Bryson  
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors  
finden Sie am Ende des Buches.

Bill Bryson

---

Shakespeare –  
wie ich ihn sehe

Deutsch  
von Sigrid Ruschmeier

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2007  
unter dem Titel »Shakespeare. The World as a Stage«  
bei HarperPress, London.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text  
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt  
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.  
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.  
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Neuauflage April 2016

Copyright © der Originalausgabe 2007 by Bill Bryson

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Getty Images/FierceAbin

DF · Herstellung: Str.

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-15884-3

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Finley und Molly  
und zum Gedenken an Maisie



# Inhaltsverzeichnis

Erstes Kapitel:	
Auf der Suche nach William Shakespeare . . . . .	9
Zweites Kapitel:	
Die frühen Jahre, 1564 – 1585 . . . . .	29
Drittes Kapitel:	
Die verlorenen Jahre, 1585–1592 . . . . .	51
Viertes Kapitel:	
In London . . . . .	71
Fünftes Kapitel:	
Die Stücke . . . . .	101
Sechstes Kapitel:	
Jahre des Ruhms, 1596–1603 . . . . .	121
Siebtes Kapitel:	
Die Regierungszeit König Jakobs, 1603–1616 . . . . .	135
Achtes Kapitel:	
Tod . . . . .	155
Neuntes Kapitel:	
Kandidaten . . . . .	183
Dank . . . . .	200
Anmerkungen im Text . . . . .	201
Ausgewählte Bibliografie . . . . .	203
Quellen . . . . .	207





## Auf der Suche nach William Shakespeare

Bevor Richard Plantagenet Temple Nugent Brydges Chandos Grenville, zweiter Duke of Buckingham and Chandos im Jahre 1839 zu viel Geld kam, führte er ein eher ereignisloses Leben.

Er zeugte ein Kind in Italien, sprach gelegentlich im Unterhaus gegen die Aufhebung der Korngesetze und entwickelte früh ein Interesse an sanitären Einrichtungen (sein Haus in Stowe in Buckinghamshire hatte neun der ersten Spülklosetts in England), zeichnete sich aber ansonsten lediglich durch seine glänzenden Aussichten und vielen Namen aus. Doch nachdem er die Titel und eine der größten Besitzungen im Land geerbt hatte, überraschte er seine Freunde und Bekannten und zweifellos auch sich selbst damit, dass er es schaffte, durch eine Reihe spektakulär unkluger Investitionen in gerade mal neun Jahren sein Erbe bis auf den letzten Penny durchzubringen.

Bankrott und gedemütigt überließ er Stowe und dessen bewegliche Habe im Sommer 1848 seinen Gläubigern und floh nach Frankreich. Die darauffolgende Auktion wurde zu einem der großen gesellschaftlichen Ereignisse der Zeit. Stowe war so üppig eingerichtet, dass Mitarbeiter der Londoner Firma Christie & Manson 40 Tage brauchten, um erst einmal alles aufzunehmen. Zu den weniger beachteten Dingen, die versteigert wurden, gehörte ein dunkles ovales Porträt, 22 Zoll in der Höhe und 18 Zoll in der Breite, das der Earl of Ellesmere

für 355 Guineen erstand und das seitdem als Chandos-Porträt bekannt ist. Das Gemälde war oft überarbeitet worden und im Laufe der Zeit so sehr nachgedunkelt, dass viele Details verloren waren (und immer noch sind). Man sieht darauf einen nicht unschönen Mann von etwa 40 Jahren mit schmuckem Bärtchen und hoher Stirn; am linken Ohr trägt er einen goldenen Ohrring und schaut gelassen selbstbewusst drein, ein Bonvivant. Kein Mann, denkt man vielleicht, dem man ohne Weiteres seine Frau oder erwachsene Tochter anvertrauen würde.

Obwohl über die Herkunft des Bildes ebenso wenig bekannt ist wie darüber, wo es die meiste Zeit war, bevor es 1747 in den Besitz der Familie Chandos kam, hält man es gemeinhin für ein Porträt William Shakespeares. Der Mann sieht jedenfalls aus wie William Shakespeare – was nicht weiter verwunderlich ist, denn es ist eines der drei Porträts von ihm, dem alle anderen nachempfunden sind.

Kurz vor seinem Ableben schenkte Lord Ellesmere 1856 das Gemälde der National Portrait Gallery in London, die damit begründet wurde. Insofern hat es einen gewissen sentimental Wert, doch dass es Shakespeare darstellt, wurde sofort angezweifelt. Viele Kritiker waren der Ansicht, der Mann sehe für einen englischen Dichter, erst recht für einen der Größten, zu dunkelhäutig und fremdländisch aus – zu italienisch oder jüdisch. Manche verstörte auch, um den verstorbenen Samuel Schoenbaum zu zitieren, dass er einen »brünstigen« Ausdruck und »lüsterne« Lippen hatte. Andere meinten, vielleicht einen Hauch hoffnungsvoll, dass er, in der Rolle des Shylock, für seinen Auftritt geschminkt, porträtiert worden sei.

»Auf jeden Fall stammt das Bild aus der richtigen Epoche – so viel können wir sagen«, erzählte mir Dr. Tarnya Cooper, Kuratorin der Gallery für die Bilder des 16. Jahrhunderts, als ich mich eines Tages aufmachte, um herauszufinden, was wir von dem am meisten verehrten Mann der englischen Sprache wis-

sen und mit einiger Plausibilität annehmen können. »Die Form des Kragens war etwa zwischen 1590 und 1610 beliebt, also genau zu der Zeit, als Shakespeare seine größten Erfolge feierte und wohl am ehesten für ein Porträt gesessen haben mag. Wir sehen ja auch, dass der Dargestellte eine Künstlernatur war, was zur Arbeit am Theater passt, und dass er nicht ganz unermögend war – wie Shakespeare damals.«

Auf meine Frage, woran sie das alles erkenne, erwiderte sie: »Der Ohrring deutet auf einen Bohemien. Wenn ein Mann einen Ohrring trug, signalisierte er das Gleiche wie heute – er war modisch ein wenig wagemutiger und vifer als seine Geschlechtsgenossen. Drake und Raleigh haben sich beide mit Ohrring malen lassen und auf diese Weise kundgetan, dass sie Abenteurernaturen waren. Männer, die es sich leisten konnten, trugen damals sehr viel und hauptsächlich in die Kleidung genähten Schmuck. Der Porträtierte hier ist entweder zurückhaltender oder nicht übermäßig reich. Ich vermute Letzteres. Wohlsituiert war er aber sehr wohl – oder wollte diesen Eindruck vermitteln –, denn er ist ganz in Schwarz gekleidet.« Sie lächelte über meinen verständnislosen Blick.

»Um einen Stoff richtig schwarz zu färben, braucht man viel Farbe. Hellbraune, beigefarbene oder andere helle Kleidung war erheblicher billiger in der Herstellung. Schwarze Kleidung war im 16. Jahrhundert fast immer ein Zeichen von Wohlstand.«

Prüfend betrachtete sie das Bild. »Es ist nicht schlecht, aber auch nicht besonders gut«, fuhr sie fort. »Es ist von jemandem, der wusste, wie man eine Leinwand grundiert, also sicher eine Ausbildung hatte. Insgesamt ist es aber kein großes Kunstwerk, und mit dem Licht hatte der Maler es auch nicht so. Wenn es Shakespeare ist, ist es das einzige bekannte Porträt, das vielleicht nach dem Leben gemalt ist, und der Dichter hätte so ausgesehen. Das ist die Hauptsache.«

Wie stehen die Chancen, dass er es ist?

»Ohne gesicherte Dokumente über die Provenienz? Schlecht. Und dass jetzt, nach so langer Zeit, noch Dokumente dazu auftauchen, ist sehr unwahrscheinlich.«

Und wenn es nicht Shakespeare ist, wer ist es dann?

Sie lächelte. »Das weiß niemand.«

Wenn das Chandos-Porträt Shakespeare nicht zeigt, haben wir nur noch zwei andere Konterfeis, die uns bei der Suche danach, wie William Shakespeare ausgesehen hat, helfen können. Das erste ist der Kupferstich, der 1623 als Frontispiz auf Shakespeares gesammelten Werken erschien, der berühmten ersten Folioausgabe.

Der Droeshout-Stich, wie er (nach dem Graveur Martin Droeshout) genannt wird, ist von überwältigender Mittelmäßigkeit. Er stimmt vorne und hinten nicht: Ein Auge ist größer als das andere. Der Mund befindet sich an einer eigentümlich falschen Stelle. Auf der einen Seite des Kopfes ist das Haar länger als auf der anderen, und der Kopf passt in den Proportionen nicht zum Körper und scheint wie ein Ballon von den Schultern wegzuschweben. Am schlimmsten aber ist, dass der Dargestellte wenig selbstbewusst und unsicher, beinahe ängstlich dreinschaut – das ganze Gegenteil des kühnen Mannes, der aus den Stücken zu uns spricht.

Von Droeshout (oder Drossaert oder Drussoit, als der er seinerzeit bisweilen auch bekannt war) heißt es fast immer, dass er aus einer flämischen Künstlerfamilie stammte, doch die war zu der Zeit, als Martin auf die Welt kam, schon seit sechzig Jahren oder drei Generationen in England ansässig. Peter Blayney, der führende Experte zur ersten Folioausgabe, ist der Meinung, dass Droeshout, der Anfang zwanzig und nicht sehr erfahren war, als er den Stich verfertigte, den Auftrag wohl weniger deshalb bekam, weil er ein begnadeter Künstler war, als vielmehr,

weil er die richtige Ausrüstung besaß: den Typ Walzenpresse, den man für Kupferstiche brauchte und den in den 1620er Jahren nur wenige Kupferstecher ihr Eigen nennen konnten.

Trotz seiner vielen Unzulänglichkeiten ist der Stich in der ersten Folioausgabe mit einem zehnzeiligen Lobgedicht auf Shakespeare von Ben Jonson versehen, der dazu sagt:

Hätt sich der Künstler doch befeißt,  
Nicht nur die Züge, auch den Geist  
Ganz zu erfass'n, es wär ein Blatt,  
Wie alle Welt keins kennt noch hat.

Einigermaßen glaubhaft hat man darauf hingewiesen, dass Jonson seine schmeichelhaften Zeilen wahrscheinlich zu Papier brachte, ohne den Stich von Droeshout überhaupt gesehen zu haben. Sicher jedenfalls ist, dass der nicht nach dem Leben gefertigt war: Als die erste Folioausgabe herauskam, war Shakespeare schon sieben Jahre tot.

Und damit stehen wir mit nur noch einem anderen möglichen Porträt des Dichters da: einer bemalten lebensgroßen Büste, dem Prunkstück eines Ehrenmals für Shakespeare in der Holy Trinity Church in Stratford-upon-Avon, wo er begraben ist. Wie der Stich Droeshouts ist es künstlerisch gesehen auch bloß von leidlicher Qualität, hat aber den Vorteil, dass Menschen, die Shakespeare kannten, es gesehen haben und vermutlich nichts daran auszusetzen hatten. Es wurde von einem Steinmetz namens Gheerart Janssen erschaffen und schon 1623 im Chor der Kirche aufgestellt, also in dem Jahr, in dem Droeshout das Porträt stach. Da Janssen unweit des Globe Theatre in Southwark in London lebte und arbeitete, mag er Shakespeare sehr wohl in persona gesehen haben – wenn man auch eher das Gegenteil hofft, denn der Shakespeare, den er porträtiert, ist ein pausbäckiger, selbstgefälliger Bursche mit

dem (wie Mark Twain es so denkwürdig ausgedrückt hat) »ach so tief- und feinsinnigen Ausdruck einer Harnblase«.

Wir wissen nicht genau, wie die Büste zuerst aussah, denn ihre ursprünglichen Farben wurden 1749 von einem anonymen, aber wohlmeinenden Menschenfreund »aufgefrischt«. Als der Shakespeare-Forscher Edmond Malone 24 Jahre später die Kirche besuchte, war er entsetzt, dass die Büste überhaupt bemalt war, und befahl den Gemeindevorstehern, sie weiß zu übertünchen, damit sie wieder in den von ihm fälschlich so angenommenen Originalzustand kam. Als sie dann Jahre später erneut bemalt werden sollte, hatte keiner mehr die geringste Ahnung, welche Farben man nehmen sollte. Das Ganze ist deshalb so wichtig, weil die Bemalung dem Porträt nicht nur Farbe, sondern auch die charakteristischen Züge verleiht, denn viele Einzelheiten sind nicht herausgehauen, sondern aufgemalt. Weiß getüncht muss es ausgesehen haben wie früher die wesenlosen Schaufensterpuppen eines Hutgeschäfts.

Wir befinden uns also in der kuriosen Situation, dass wir drei Porträts von Shakespeare haben, auf die alle anderen zurückgehen: zwei weniger gute von Künstlern, die sie Jahre nach seinem Tod geschaffen haben, und eines, das viel gelungener ist, doch genauso gut jemand ganz anderen darstellen könnte. Woraus paradoxerweise folgt, dass wir Shakespeare stets sofort erkennen, wenn wir ein Bild »von ihm« sehen, aber eigentlich nicht wissen, wie er aussah. Und so verhält es sich beinahe mit allen Aspekten seines Lebens und seiner Persönlichkeit: Er ist zugleich überaus bekannt und völlig unbekannt.

Vor über 200 Jahren meinte der Historiker George Steevens – und viele haben sich seiner Auffassung seither angeschlossen –, dass sich alles, was wir von William Shakespeare wissen, auf ein paar kümmerliche Fakten beschränkt: In Stratford-upon-Avon geboren, gründete er dort eine Familie, ging nach Lon-

don, wurde Schauspieler und Schriftsteller, kehrte nach Stratford zurück, machte sein Testament und starb. Das war schon zu Steevens' Zeiten nicht ganz zutreffend und ist es heute noch weniger, doch weit von der Wahrheit entfernt ist es auch nicht.

In 400 Jahren hingebungsvollen Suchens haben Forscher etwa 100 Dokumente gefunden, in denen William Shakespeare und seine unmittelbare Familie erwähnt werden – Taufvermerke, Besitzurkunden, Steuerbescheinigungen, Bitten um Heiratserlaubnis, Haftbefehle, Gerichtsakten (viele Gerichtsakten – es war ein prozessfreudiges Zeitalter) und so weiter und so fort. Alles in allem nicht wenig, doch Dokumente, Urkunden und sonstige Akten sind unweigerlich blutleer. Sie sagen uns einiges über die amtlich erfasste Seite eines Menschen, doch so gut wie nichts über sein Innenleben.

Es gibt also ungeheuer viel, was wir nicht über William Shakespeare wissen – zumeist Dinge, die für uns höchst interessant wären. Zum einen wissen wir nicht genau, wie viele Stücke er – in welcher Reihenfolge – schrieb. Wir können einiges von dem, was er las, erschließen, doch woher er die Bücher bekam oder was er mit ihnen machte, wenn er sie ausgelesen hatte, wissen wir auch wieder nicht.

Obwohl er fast eine Million Worte an Text hinterließ, haben wir nur 14 von ihm selbst geschriebene, darunter sechs Mal seinen Namen als Unterschrift und auf seinem Testament die Worte »von mir«. Kein einziger Zettel, kein Brief und keine Seite einer Handschrift sind erhalten. (Manche Experten glauben, dass Shakespeare einen Abschnitt aus dem Stück Sir Thomas More, das nie aufgeführt worden ist, eigenhändig geschrieben hat, doch gesichert ist das keineswegs.) Wir haben auch keine schriftliche Beschreibung von ihm, die während seiner Lebenszeit zu Papier gebracht worden ist. Das einzige Porträt in Worten – »er war ein gutausssehender, wohl gebilde-

ter Mann: immer guter Dinge und von sehr raschem und angenehm feinem Witz« – stammt von 1680, verfasst von John Aubrey, der zehn Jahre nach Shakespeares Tod geboren wurde. Shakespeare scheint ein wunderbar umgänglicher Bursche gewesen zu sein, doch das älteste schriftliche Zeugnis von ihm, das auf uns gekommen ist, enthält den persönlichen Angriff eines Dichterkollegen. Viele Biografen meinen auch, er habe es gegenüber seiner Frau an Achtung mangeln lassen – bekanntlich hinterließ er ihr in seinem Testament nur sein zweitbestes Bett, und auf den Gedanken kam er auch noch reichlich spät –, und dennoch schrieb niemand lobender, zärtlicher und bestechender von der Liebe und der Begegnung verwandter Seelen.

Wir wissen nicht, wie wir seinen Namen schreiben sollen – doch offenbar wusste er es auch nicht, denn er schrieb ihn in den heute noch existierenden Unterschriften keine zwei Mal gleich, sondern »Willm Shaksp«, »William Shakespe«, »Wm Shakspe«, »William Shakspere«, »Willm Shakspere« und »William Shakspeare«. (Der Schreibweise, die heute alle Welt benutzt, bediente er sich kurioserweise nicht.) Wir können auch nicht mit letzter Sicherheit sagen, wie er seinen Namen aussprach. Helge Kökeritz, Autor des unübertroffenen *Shakespeare's Pronunciation*, hält es für möglich, dass Shakespeare ihn mit einem kurzen a, wie in »snack«, ausgesprochen hat. Man kann ihn auch in Stratford und London verschieden ausgesprochen haben, oder Shakespeare selbst war diesbezüglich nicht minder flexibel als mit der Schreibweise. Ob er England je verlassen hat, keiner weiß es. Ebenso wenig, wer seine engsten Freunde waren oder was er in seiner Freizeit tat. Seine Sexualität ist ein unergründliches Geheimnis. Die Tage seines Lebens, von denen wir mit absoluter Sicherheit sagen können, wo er sich aufhielt, kann man an den Fingern einer Hand abzählen. Wir haben keinerlei Dokumente über seinen Aufenthaltsort in den acht entscheidenden Jahren, als er Strat-



ford und Frau und drei kleine Kinder verließ und in schier unglaublichem Tempo ein erfolgreicher Theaterschriftsteller in London wurde. Als er 1592 zum ersten Mal als Dramatiker im Druck erwähnt wurde, hatte er schon mehr als die Hälfte seines Lebens gelebt.

Was den Rest betrifft, ist er so etwas wie das literarische Äquivalent eines Elektrons – stets da und nicht da.

Um zu verstehen, warum wir so wenig über William Shakespeares Leben wissen, ging ich eines Tages ins Staatsarchiv (früher das Public Record Office, nun die National Archives) in Kew, Westlondon. Dort traf ich den Chefarchivar David Thomas, einen stämmigen, fröhlich sanften Mann mit grauen Haaren. Bei meinem Eintreten wuchtete Thomas einen großen, grob zusammengebundenen Dokumentenstapel, ein Steuerverzeichnis des Schatzamtes aus dem Hilary- oder Winterquartal von 1570, auf einen langen Tisch in seinem Büro. Es waren 1000 Seiten lose gebundene Schafsflederurkunden, keine zwei Blätter passten zusammen, und der Packen war so sperrig, dass man ihn mit beiden Armen tragen musste. »In einer Hinsicht sind die Dokumente außerordentlich gut: Sie sind aus Schafsfleder, und das ist ein wunderbar haltbares Material«, erzählte Thomas mir. »Aber auch damit muss man vorsichtig umgehen, denn während die Tinte in Papierfasern einsickert, bleibt sie auf dem Schafsfleder auf der Oberfläche, so wie Kreide auf einer Tafel, und reibt sich deshalb relativ leicht ab.«

»Papier aus dem 16. Jahrhundert hatte allerdings auch eine gute Qualität«, fuhr er fort. »Und hält sich gut, weil es aus Lumpen und buchstäblich säurefrei ist.«

Für mein ungeübtes Auge war die Tinte freilich verblasst, das Geschriebene verschwommen und unscharf, ja unleserlich und die Handschrift praktisch nicht entzifferbar. Darüber hinaus war das Schriftbild dem suchenden Auge in keiner Weise

dienlich. Weil Papier und Pergament teuer waren, wurde nämlich kein Platz verschwendet, und es gab zwischen den Absätzen keine Lücken – das heißt, es gab keine Absätze. Wo ein Eintrag endete, schloss der nächste ohne Ziffern oder Überschriften sofort an; die einzelnen Fälle waren weder voneinander abgesetzt noch sonst wie getrennt. Einen schlechter lesbaren Text kann man sich nicht vorstellen. Um herauszufinden, ob ein Band einen Verweis auf bestimmte Personen oder Ereignisse enthält, musste man im Grunde jedes einzelne Wort lesen – was selbst für Experten wie Thomas eine Anfechtung ist, denn obendrein waren die Handschriften der Schreiber damals extrem unterschiedlich.

Die Elisabethaner gingen ebenso frei mit dem Schriftbild um wie mit der Rechtschreibung. Schreiblehrbücher gaben bis zu zwanzig verschiedene – oft sehr verschiedene – Weisen an, bestimmte Buchstaben auszuführen. Je nach Gusto konnte zum Beispiel ein d wie die Ziffer acht, ein Rhombus mit einem Schwanz, ein Kreis mit einem Schnörkel oder wie 15 beliebige andere Zeichen aussehen. A's wie h's, e's wie o's, f's wie s's und l's – ja, fast jeder Buchstabe konnte wie jeder andere dazukommen. Bei Protokollen über Gerichtsverfahren wurde es noch komplizierter, weil sie in einer besonderen Fachsprache in gotischer Kanzleischrift verfasst waren – »in einem eigenartigen Juristenlatein, das kein Römer hätte lesen können«, sagte mir Thomas lächelnd. »Die englische Wortfolge wurde eingehalten, doch man benutzte ein Geheimvokabular und ganz eigene Abkürzungen. Selbst die Schreiber hatten damit zu kämpfen, so dass sie, wenn die verhandelten Fälle richtig komplex und verzwickelt wurden, der Einfachheit halber oft zum Englischen übergingen.«

Obwohl Thomas das uns nun vorliegende Dokument und die richtige Seite manches Mal studiert hatte, brauchte er gut eine Minute, um die Zeile zu finden, in der »John Shappere ali-

as Shakespere« aus »Stratford upon Haven« erwähnt und des Wuchers beschuldigt wird. Das Dokument ist für Shakespeare-Forscher von erheblicher Relevanz, denn mit seiner Hilfe kann man erklären, warum sich Wills Vater 1576, als Will zwölf war, abrupt aus dem öffentlichen Leben zurückzog (mehr dazu später), doch es wurde erst 1983 von Wendy Goldsmith vom Public Record Office entdeckt.

In London und in einem alten Salzbergwerk in Cheshire lagern fast zehn Millionen Dokumente – weit mehr als 150 Kilometer lang –, nicht alle aus der uns interessierenden Zeitspanne, natürlich nicht, aber genug, um auch den eifrigsten Forscher für Jahrzehnte beschäftigt zu halten.

Die einzig sichere Methode, mehr in den Dokumenten zu finden, wäre, sie alle gründlich zu lesen. Anfang des 20. Jahrhunderts beschloss ein eigenartiges amerikanisches Ehepaar, Charles und Hulda Wallace, genau das zu tun. Charles, Englischlehrer an der University of Nebraska, hatte kurz nach der Jahrhundertwende aus unerfindlichen Gründen urplötzlich die fixe Idee, er müsse Näheres über Shakespeares Leben herausfinden. 1906 unternahmen er und Hulda den ersten von mehreren Tripps nach London, um die Dokumente zu durchforschen, und ließen sich schließlich dort nieder. Bis zu acht Stunden am Tag arbeiteten sie im damaligen Public Record Office in der Chancery Lane, studierten eingehend hunderttausende – Wallace behauptete, fünf Millionen<sup>1</sup> – Dokumente aller Art: Steuerlisten, Besitzurkunden, Grundbucheinträge, Schatzkammerabrechnungen, Gerichtsprotokolle, Übertragungsurkunden und all die anderen verstaubten Zeugnisse des Lebens, das im London des 16. und frühen 17. Jahrhunderts behördlich und gerichtlich erfasst wurde.

Die Wallaces vertrauten darauf, dass Shakespeare als Bürger Londons von Zeit zu Zeit in solchen Urkunden auftauchen müsse. Eine absolut vernünftige These, doch war das Enga-

gement der beiden wahrhaft erstaunlich, wenn man bedenkt, dass von den Hunderttausenden Dokumenten ohne Indexe oder Querverweise jedes bis zu 200 000 verschiedene Bürger verzeichnete, dass Shakespeares Name, sofern er überhaupt auftauchte, womöglich um die 80 Mal verschieden geschrieben, bis zur Unkenntlichkeit verwischt oder abgekürzt war und dass man eigentlich nicht davon ausgehen konnte, dass er in London in irgendetwas verwickelt war – Arrest, Eheschließung, Rechtshandel und Ähnliches –, auf Grund dessen man überhaupt nur in den Staatsarchiven Eingang fand.

Wir dürfen uns also einen gedämpften Schrei der Freude vorstellen, als sie 1909 auf eine Prozessakte vom Court of Request, dem Armengericht in London, stießen, die aus 26 verschiedenen Dokumenten bestand, in denen der als Fall Belott-Mountjoy (oder Mountjoie) bekannt gewordene Rechtsstreit protokolliert war: Christopher Mountjoy, ein nach England geflüchteter hugenottischer Perückenmacher, stritt sich mit seinem Schwiegersohn Stephen Belott wegen eines Ehevertrags. Belott war, salopp gesagt, der Meinung, dass ihm sein Schwiegervater nicht alles hatte zukommen lassen, was er ihm versprochen hatte, und strengte deshalb gegen den Älteren einen Prozess an.

Offenbar wurde Shakespeare in die Affäre verwickelt, weil er 1604, als die Auseinandersetzung begann, in Mountjoys Haus in Cripplegate zur Miete gewohnt hatte. Als er acht Jahre später als Zeuge vorgeladen wurde, sagte er – durchaus verständlich –, dass er sich an keinen relevanten Punkt aus der Vereinbarung zwischen seinem Vermieter und dessen Schwiegersohn erinnern könne.

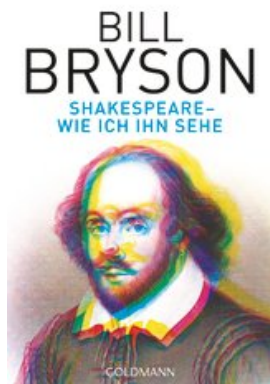
Die Dokumente enthielten nicht weniger als 24 neue Erwähnungen Shakespeares und eine kostbare zusätzliche Unterschrift – die sechste und bis heute letzte, die gefunden wurde, und noch dazu die beste und flüssigste. Offenbar hatte Shake-

spare hier zum einzigen Mal sowohl genug Platz auf der Seite als auch eine starke, feste Hand, mit der er seine Unterschrift dorthin setzen konnte. Doch selbst hier kürzt er, wie er es gewohnt war, den Namen ab: »Wllm Shaksp«. An dessen Ende prangt, vermutlich wegen der verhältnismäßig schlechten Papierqualität, ein großer Tintenklecks. Obwohl es nur eine gerichtliche Aussage ist, ist es das einzige erhaltene Dokument, in dem Shakespeares gesprochene Worte festgehalten sind.

Der Wallace'sche Fund, über den im folgenden Jahr die *University of Nebraska Studies* berichteten (und der wohl für immer der größte Coup dieses Journals bleiben wird), war auch noch aus zwei anderen Gründen wichtig. Zum einen erfahren wir, wo Shakespeare zu einem wichtigen Zeitpunkt seiner Karriere wohnte: in einem Haus an der Ecke Silver/Monkswell Street unweit von St. Aldermanbury in der City von London; zum anderen haben wir mit dem Datum von Shakespeares Aussage, dem 11. Mai 1612, einen der ganz wenigen Tage in seinem Leben, für den wir mit hundertprozentiger Sicherheit sagen können, wo er war.

Die Belott-Mountjoy-Papiere waren nicht alles, was die Wallaces bei ihrer jahrelangen Suche fanden. Auf Grund ihrer Bemühungen wissen wir, wie weit Shakespeares finanzielle Interessen im Globe und Blackfriars Theatre gingen und dass er 1613, nur drei Jahre vor seinem Tod, ein Pförtnerhaus an der alten Blackfriarsabtei erwarb. Außerdem stießen die Wallaces auf einen Rechtsstreit, in dem die Tochter John Heminges', eines der engsten Kollegen Shakespeares, 1615 ihren Vater wegen eines Familieneigentums verklagte. Für Shakespeareforscher sind das Momente großer Erhabenheit.

Leider wurde Charles Wallace im Laufe der Zeit ein wenig wunderlich. Er verfasste und veröffentlichte überkandidelte Lobhudeleien auf sich selbst in der dritten Person à la »Bevor er mit seinen Forschungen begann, glaubte man beinahe fünfzig



Bill Bryson

**Shakespeare - wie ich ihn sehe**

Taschenbuch, Klappenbroschur, 208 Seiten, 12,5 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-15884-3

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2016

Ein Mann aus Fleisch und Blut oder ein Mythos, der über die Jahrhunderte hinweg entstanden ist – wer war William Shakespeare, der Verfasser von Werken wie Romeo und Julia, Hamlet und Macbeth, wirklich? Gab es den Menschen Shakespeare überhaupt? Oder ist der Name womöglich das Pseudonym eines Unbekannten, der seine schillernde Identität verschleiern wollte? Fest steht: Es ist nicht viel, was wir mit Sicherheit über Shakespeare sagen können. Bill Bryson schließt die Wissenslücken um den bekanntesten und rätselhaftesten Autor der Welt. Und lädt seine Leser ein zu einer faszinierenden Reise durch das Elisabethanische England. Ein echter Bryson: eloquent, klug, mitreißend und mit einem Augenzwinkern geschrieben.



**Der Titel im Katalog**